

Der Kirchberg: Geschichte und Geschichten zu einem ganz besonderen Ort

«Unter dem schützenden Dach der Lindenblätter genießt man
Frei den herrlichsten Blick: Ölgrün spiegelt der Fluss
Aaretalabwärts die silberbekrönten Auwälder bis Wildegg,
Staufberger Hügel und Schloss Lenzburg im bläulichen Dunst.»

«Ortsnamen. Namen überhaupt» So, sehr geehrte Anwesende, lautet die Überschrift des dritten Kapitels im Band «In Swanns Welt» aus Marcel Prousts Momumentalwerk «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit». Darin beschreibt der für feinste Wahrnehmungsnuancen sensibilisierte französische Schriftsteller über das, was Ortsnamen – zum Beispiel Venedig – in seiner Phantasie bei ihm auslösen. Übrigens ein ganz zauberhafter, nicht allzu langer Text, den ich Ihnen wärmstens empfehlen kann. Es geht um die Ausstrahlung eines solchen Ortes durch seine blossе Namensnennung, um sein Wesen, das Besondere und Unverwechselbare, das Einzigartige, seine «*unique selling position*» – also um das, was die alten Römer «*genius loci*» nannten: den Geist eines Ortes, seine Aura. Die Magie von Namen. Fiktive Orte, die ihren festen Platz in der Literatur- und Geistesgeschichte gefunden haben – und reale Orte, die durch Literatur fiktionalisiert und poetisch aufgeladen werden.

In der Geistes-, Literatur- und Kunstgeschichte gibt es viele solcher Namen, die auf der Stelle innere Bilder, Gefühle, Assoziationen und Phantasien auszulösen vermögen, mit je einer eigenen Färbung: Paris, Isola Bella, Odessa, Kyōto, Prag, Sils Maria, Duino, Troja, Bethlehem. Es können auch Orte des Schreckens sein, da reicht *ein* Name: Auschwitz! Denken Sie an Ihre ganz persönlichen Orte, wo Sie etwas Besonderes erlebt haben, glücklich – oder besonders unglücklich – waren. Denken Sie an die drei Schwestern im gleichnamigen Drama von Anton Čechov, in dem diese nach der Zwangsversetzung der Familie in eine Provinzstadt immer wieder den Ort ihrer Sehnsucht beseufzen: «*Nach Moskau!*» Das alles sind reale existierende Orte.

Es gibt aber auch die fiktiven, von Schriftstellern ersonnenen Orte und Namen, viele von ihnen von grosser, auch klanglicher Schönheit – Utopia, Macondo, Hannibal, Yoknapatawpha, Hogwarts – dann die mit leichter Ironie bis zu hintersinniger Boshaftigkeit erfundenen Ortsnamen: Seldwyla, Barbarswila – und Güllen!

Es gibt Menschen, die reale Orte kurzerhand umbenennen: Nico, der unvergessliche frühere Karikaturist des Zürcher «*Tages-Anzeiger*» hat als Geburtsstadt kurz und bündig «*Plotsch*» angegeben. Man darf annehmen, dass er Hannover nicht besonders geschätzt hat! Ich selber bin an einem ungeliebten Ort aufgewachsen, den ich nur widerwillig erwähne und wenn doch, dann nur «*dieses Kaff*» nenne. Ein Freund, der Architekturhistoriker Richard Buser, der den Kunstführer über die Stadtkirche Aarau verfasst hat und in Bern arbeitet, reagierte kürzlich, nach Preisgabe des tatsächlichen Namens, schmunzelnd mit: «*Aha, dann bist du also im Ostermundigen von Luzern aufgewachsen!*» Ein kurzer Moment der Verblüffung – dann ein Heiterkeitsausbruch: «*Ja genau!*» Treffender lässt sich «*dieses Kaff*» in der Tat nicht umschreiben, und flugs hat sich mit diesem Vergleich auf raffinierte Weise ein zweiter Name eingeschmuggelt – zugleich ein zugegebenermassen etwas maliziöses Orte-Ranking.

Sie sehen schon, wie vielschichtig und phantasievoll sich mit «*Ortsnamen. Namen überhaupt*» umgehen lässt, welche vielfältigen Bilder und Assoziationen sie auszulösen vermögen, und wie mit ihnen gespielt werden kann.

Manchmal gibt es sogar konkrete Rückwirkungen von erfundenen Namen zurück zum realen Ort: Combray, dieser so wichtige Kindheitsort des erwähnten Marcel Proust, heisst real Illiers, liegt in der Nähe von Chartres; der Ortsname wiederum geht auf Saint Hilaire de Poitiers zurück. Seit 1971, anlässlich des hundertsten Geburtstages des berühmten Schriftstellers, nennt sich der Ort stolz *Illiers-Combray*. Die poetische Fiktion gab ihm diesen Namenszusatz und wurde damit selber zu einem neuen, realen Ortsnamen. Schöner lässt sich die Langzeitwirkung von Poesie nicht festmachen!

Der grosse Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier – ich hatte die Ehre, ihn in den frühen Neunzigerjahren persönlich kennenlernen zu dürfen – hat fast sein Leben lang in einem mehr als unspektakulären Dorf am Jurasüdfuss gelebt, in Niederbipp, das er als «*Amrain*» zum Mittelpunkt seines poetischen Kosmos werden liess. Er selber war geradezu ortsnamensüchtig, wenn ich das so ausdrücken darf. Der musikalisch so tief Ansprechbare war auch süchtig nach dem Klang dieser Namen und Orte, wobei er einen besonderen Hang zum Russischen hatte: Borodino (so der Titel eines seiner Bücher), Jasnaja Poljana («*Helle Lichtung*»), der Wohnsitz des von ihm so verehrten Lev Tolstoi. Gerhard Meier hat mir in diesem Zusammenhang einmal gesagt, ein Ort, zum Objekt von Literatur gemacht und poetisiert, werde verändert und verwandelt, dadurch werde «*die Erde gleichsam poetisch damit getränkt*». Ich habe das nie mehr vergessen und möchte für meine Ausführungen zum Kirchberg davon ausgehen.

Der Kirchberg! Kirche – Berg. Schon dieser zusammengesetzte Name deutet sowohl auf die besondere, erhöhte, dem Himmel nähere Lage (Berg) als auch auf ein markantes Bauwerk, ein *sakrales* Bauwerk hin. Diese Kirche steht hoch über der Aare auf dem Ausläufer eines Juragrates zwischen den Dörfern Küttigen und Biberstein und ist weither sichtbar, von unten *hinauf* – selbst nachts, durch die Beleuchtung. Vom Kirchberg *herunter* bietet sich ein spektakulärer Blick, der in den eingangs erwähnten Gedichtzeilen bereits zum Ausdruck gekommen ist. Eine alte und wunderschöne Kirche. Aber das ist längst nicht alles, was der Kirchberg zu bieten hat und ihn zu einem ganz besonderen Ort werden lässt: Hier haben Schriftsteller gelebt und gewirkt, die berühmt geworden sind, hier hat auch eine bedeutende Politikerpersönlichkeit Massgebliches erlebt – und es hatte nichts mit Politik zu tun!

1036 wurde eine erste **Kirche**, die noch zum Stift Beromünster gehörte, erstmals in einer Urkunde erwähnt. Der wesentliche Teil der Bausubstanz der jetzigen Kirche wurde zwischen 1462 und 1472 im spätgotischen Stil erbaut. Dabei wurde der Vorgängerbau bis auf Teile der südlichen Seitenwand des Schiffs abgebrochen; die neue Kirche wurde nach Westen, Norden und Osten hin erweitert und wies eine neue Gesamtlänge von etwa 25 und eine Breite von etwa 10 Metern auf. Auf der Südseite erhielt sie einen Glockenturm mit Käsbissendach. Weder die genaue Daten der Bauzeit noch der Baumeister sind bekannt.

Der Baukörper der Kirche aus dem 15. Jahrhundert blieb im Wesentlichen bis heute erhalten. 1740 wurde über dem Haupteingang eine Empore, vier Jahre später eine weitere, ebenfalls eingeschossige Empore längs der Südwand eingebaut, um dem Platzbedürfnis der gewachsenen Kirchgemeinde Rechnung zu tragen.

Bereits im ersten Jahr der Berner Herrschaft über den Westaargau (1528) wurde die Kirche von den Reformierten übernommen, ein Jahr später kam der erste reformierte «*Prädikant*» auf den Kirchberg. Kurioserweise verblieb das Recht, geistliche Stellen zu besetzen und über die Pfründe einer Kirche zu verfügen aber während über 300 Jahren beim Stift Beromünster – Sie sehen, auch interkonfessionell ist der Kirchberg ein besonderer, sozusagen prä-ökumenischer Ort! Denn schliesslich war die erste Kirche sogar der Maria geweiht.

Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der romanische Turm erhöht und markant verändert und dem Hauptportal eine neugotische Vorhalle vorangestellt, beides wurde anlässlich der umfassenden Aussen- und Innenrenovation von 1956/57 rückgängig gemacht, die Vorhalle abgetragen und der ursprüngliche Käsbiesturm wieder hergestellt.

Veränderungen in der Zeitachse, Schichtungen – auch die Geschichte der Kirche auf dem Kirchberg lässt sich als Gewachsenes innerhalb der Jahrhunderte lesen, als Schichtungen, wie Sedimentschichten. Dazu passt: Die genauen Anfänge sind unbekannt – hingegen ist sicher, dass es schon vor diesem ersten Bau einen Friedhof gab, denn bei der umfassenden Gesamtrenovation der Kirche in den Jahren 1956/57 wurden unter dem Fundament der romanischen Westmauer Knochen gefunden: Zeichen aus einer längst verflissenen Zeit.

Ob all der wiederkehrenden Renovationen und Beschäftigungen mit der Bausubstanz der Kirche ging selbst der Gedanke an die tierischen Geschöpfe Gottes nicht vergessen: So wurde am 8. August 1897 an der Kirchgemeindeversammlung beantragt, *«es möchte auf der südöstlichen Firstecke des Kirchendaches eine Einrichtung zum Bau eines Storchennestes angebracht werden, um die überall beliebten Vögel auch in unsere Nähe zu ziehen»* Die entsprechende Einrichtung wurde erstellt, 1914 aber infolge fortgeschrittener Morschheit wieder entfernt. Ob tatsächlich einmal Störche auf dem Dach der Kirche genistet haben, ist nicht überliefert!

1928 wurde die Anschaffung einer neuen Turmuhr beschlossen, da die bestehende von 1878 immer wieder zu Klagen Anlass gab und oft repariert werden musste: Die neue Turmuhr vermochte aber nur bedingt zu befriedigen, und schon 1935 wurde festgestellt: *«Die Zeiger des nördlichen Zifferblattes unserer Turmuhr stehen nun schon seit vielen Monaten still.»* Ob wir das nicht auch symbolisch und positiv verstehen könnten? An verwünschten Orten wie dem Kirchberg soll der *kairos*, der erfüllte Augenblick herrschen, nicht der schnöde *chronos*!

Der Kirchberg bietet **ein eindrucksvolles architektonisches Ensemble** mit Kirche, altem und neuem Friedhof und Pfarrhaus in einmaliger Lage, mit Blick das Schloss Lenzburg, dann auf die Stadtkirche Aarau, auf die Kirchen Suhr und auf dem Stauffberg, die ebenfalls wie sakrale Leuchttürme in der nahen Landschaft stehen und sie vertikal markieren – *«ein einmaliger, schöner und geschichtsträchtiger Ort»*, so der derzeitige Bewohner des Pfarrhauses auf dem Kirchberg, Pfarrer Beat Hänggi. Und dieser Ort *ist «einmalig, schön und geschichtsträchtig»*, gerade weil er gewachsen ist, in Schichtungen, die sich durch die Jahrhunderte hindurch ziehen. Also findet sich auch und gerade hier genau dieses Durchtränktsein durch Poesie, Geschichte und Geschichten, von dem Gerhard Meier gesprochen hat.

Das klassizistische **Pfarrhaus** auf dem Kirchberg, ein zweistöckiger Giebelbau unter einem Satteldach, wurde 1843/44 erbaut – *und* es war auch Wohn- und Wirkungsort gleich zweier berühmter Schweizer Schriftsteller: Der Pfarrer und Schriftsteller **Paul Haller** (1882–1920) amtierte von 1906–1910 auf dem Kirchberg, **Hermann Burger** (1942–1989) lebte und arbeitete von 1972 bis 1982 im Pfarrhaus. Aus dieser Zeit stammt auch sein Gedichtband *«Kirchberger Idyllen»*, in denen der Aargauer Sprachartist Eindrücke und Erlebnisse in und um Kirche, Pfarrhaus, Pfarrhausgarten, Friedhof und der Umgebung des Kirchbergs auf virtuos-hintergründige, oft auch skurril-morbide Weise zu Versen verarbeitete. Dabei übte gerade der Friedhof eine eigenartige Anziehungskraft auf ihn aus. Immer wieder kommt dieser **Friedhof** vor, so auch in dem Gedicht *«Friedhof im Winter»*:

*«Grabstein an Grabstein, die achthundert Beete versinkend im Pulver,
Stumpfes Granit-Gebiss ragt aus dem Eiswüstenweiss.
Lasset die Toten die Toten begraben, ich weiss, doch ich lese*

*In den Annalen des Dorfes aus Holz und aus Schwedischem Marmor,
 Winterdämmerung bricht früh über den Kirchberg herein:
 Vor mir erstehen gespenstisch violette Kalvarien-Kapellen,
 Widder äsen im Schnee, Mörder werden gehängt;
 Brautleute scherzen und küssen sich auf den Gräbern der Ahnen.
 Unter der Traufe kreisst grell die Hure im Schmerz;
 Beinhäuser schiessen wie Pilze hervor aus dem Humus der Leichen,
 Purpurs der Leuchten Schein, Schädel zu Bergen gehäuft;
 Zwischen den Stelen, den Pfählen, den Pultsteinen und Obelisken
 Tanzt eine Prozession de profundis und wild,
 Hippenmännchen, Oranten mit Sicheln, Madonnen in Larven,
 Kirchhof-Guggenmusik, Kappenfest, Narrenbetrieb.»*

Hermann Burger und der Kirchberg: Eine sehr besondere und nicht ganz einfache Geschichte, auf mehreren Ebenen. Er lebte mit seiner Familie seit 1972 im Pfarrhaus. Ausgerechnet auf dem Kirchberg schrieb er den Roman, der als Titel den fiktiven Namen eines realen Ortes trug, der 1976 erschien und ihn berühmt machen sollte: *«Schilten»* (Schiltwald im Ruedertal). 1980 erschien der bereits erwähnte Gedichtband *«Kirchberger Idyllen»*, und ausgerechnet diesen Ort sollte er verlassen müssen, weil die Kirchgemeinde sich erdreistet hatte, das Pfarrhaus für sich zu beanspruchen. Daran entzündete sich ein wüster, von Burger wortgewaltig geführter Streit, der 1982 mit seinem Auszug endete – aber nur vermeintlich, denn Burger nahm später martial-literarisch Rache an der vermaledeiten Kirchgemeinde Kirchberg, und zwar mit der genial-furiosen Erzählung *«Der Schuss auf die Kanzel»*, die 1988 erschien: Das Friedhofs-Faktotum, Ambros Umberer, schießt aus Rache für den Suizid eines Schriftstellers den Pfarrer von der Kanzel herunter. Seinerseits ist der Buchtitel ein innerliterarischer Bezug auf und eine Referenz an Conrad Ferdinand Meyers berühmte Novelle *«Der Schuss von der Kanzel»*. Fortan war Burgers Verhältnis zu allem Klerikalen bleibend gestört. So etwa schrieb er von *«multiple Kleruose, Kirchitis und Pfaffia»*.

Übrigens verhielt es sich keineswegs so, dass Hermann Burger nach seinem Auszug vom Kirchberg mit einer Hundehütte vorlieb nehmen musste – vielmehr war das Domizil, in dem er anschliessend und bis zu seinem Tod residierte, womöglich noch feudaler als das Pfarrhaus auf dem Kirchberg: Es war das herrschaftliche Pächterhaus von Schloss Brunegg, das der Familie von Salis gehört; der Historiker und Publizist Jean-Rodolphe von Salis war ein und blieb Vertrauter von Hermann Burger.

Gerade dieser Schriftsteller war sich der Ausstrahlung eines Ortes und von Namen – auch des Kirchbergs – in höchstem Mass bewusst und jonglierte in seinen Texten mit atemberaubender Virtuosität mit realen und fiktiven Namen: In *«Der Schuss auf die Kanzel»* kommt einerseits Küttingen, der Kirchberg bis hin zu Felix Hoffmann unverstellt namentlich vor, Burger selber maskierte sich aber hinter fiktiven Namen, deren genial-hintergründige Erfindungen nicht nur in diesem Buch eine Rolle spielten. So etwa heisst sein Alter Ego in seinem letzten Werk *«Brenner»* sehr sprechend Hermann Arbogast Brenner, der erwähnte Jean-Rodolphe von Salis wurde zu Jérôme Castelmur-Bondo, und eine weitere Vertraute Burgers, die Dichterin Erika Burkart, erscheint als Irlande von Elbstein-Bruyère. Wer sie einmal gesehen, erlebt und gehört hat, diese elfenhafte Frau, muss sagen: Es passte genau!

Burger war sich der sozusagen tiefenpsychologischen Geschichtsträchtigkeit von Orten im Höchstmass bewusst. Dies zeigt auch eine Skizze aus dem Nachlass, der im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern aufbewahrt wird. Darauf hat er einen akribischen Längs- und Tiefen-

schnitt seines Romans *«Die künstliche Mutter»*, in dem sowohl horizontale wie vertikale Strukturen und Stufungen erkennbar sind, aufgezeichnet.

Hermann Burger, dessen 25. Todestag sich kürzlich jährte – zu ihm liesse sich noch sehr viel sagen. Ein hochbegabter, vielschichtiger Mensch und Schriftsteller: extrem, hintergründig, sein Leben und Werk schwierig, in vielem schwer verständlich, unauslotbar. Ich nenne ein paar weitere Stichworte: seine Zauberkunststücke, der rote Ferrari Testarossa, die Zigarren.

Um wie viel stiller war doch sein Dichter-Vorgänger **Paul Haller** gewesen, mit dessen Lebenssuche und Faszination an der vom Kirchberg aus sichtbarer Flusslandschaft sich Hermann Burger leidenschaftlich identifizierte: In den *«Kirchberger Idyllen»* wird Hallers Name mehrfach genannt, so etwa im Gedicht *«Pfarrhaus-Estrich»*:

*«Habe hier Hallers Gedichte gefunden, den violetten Pappband,
Erstausgabe, vergilbt, aufgeschnitten bis «Nacht»*

Burger muss sich mit Haller in vielem seelenverwandt gefühlt haben. Dessen Mundartgedicht *«Z Nacht»* war für Burger *«das schönste Fluss-Gedicht»* überhaupt:

*«Schwarz gropet d Nacht dr Aare noh,
Käis Stärndli schickt e Haiteri.
S mues jeden äinischt s Läbe loh
Und usem Licht a d Feischteri.»*

War es die düster-melancholische Nachtstimmung, mit der das Gedicht beginnt, die ihn faszinierte? Er nahm Anteil an Hallers Schicksal – vielleicht sein eigenes vorausahnend?

Paul Haller (1882–1920) war bereits Sohn eines Pfarrers aus Brugg, wurde selber Theologe und Pfarrer und trat 1906 seine erste Pfarrstelle an: auf dem Kirchberg. 1910 gab er sie, die ihn nie glücklich gemacht hatte, auf, um ein Germanistikstudium in Zürich zu absolvieren. Später war er in Schiers im bündnerischen Prättigau als Mittelschullehrer tätig. Bekannt ist sein Epos *«'s Juramarelli»* und das Drama *«Marie und Robert»*, dem in vielem eine eigene, tragische Liebesgeschichte Hallers zugrunde lag: die geliebte Frau war die Frau eines anderen.

2007 wurde sein Werk unter dem poetischen Titel *«So dunkelschwarzi Auge»* neu aufgelegt, und ein Dokumentarfilm gleichen Namens machte 2010 ein breiteres Publikum mit diesem sensiblen und tiefgründigen Dichter bekannt, dessen Leben tragisch durch Freitod endete. Dass er seine Werke in Mundart verfasste, täuschte lange über deren hohe Qualität hinweg, die sich durch einen melancholischen Grundton und dunkle Musikalität auszeichnet; heute wird Haller mit Robert Walser verglichen.

Schon in seinen frühen Gedichten ist das Dunkle zu finden:

*«Schlage, mildes Wasserrauschen
Schlage an mein wildes Herz,
Sei in wehmutsvollem Sehnen
Meiner Brust gewaltger Schmerz.»*

Das, was Haller in einem Brief an seine Mutter vom 18. Oktober 1917 *«meine beiden grossen Lebensfragen»* nannte, *«Alles was mich seit Jahren bedrückt (...), vor allem das Coelibat, das Alleinsein & dann auch der Conflict zwischen Kunst & Beruf»*, vermochte er trotz allen inneren

Ringens nicht zu lösen: Zweifel an der eigenen Berufung – «*Oft schleichen Zweifel nebelgleich herüber, Entsteigend aus der Seele tiefsten Falten*», tragische unerfüllte Liebesgeschichten, eine melancholische Grundgestimmtheit – wie Hermann Burger endete Paul Hallers Leben durch Freitod.

Wesentlich glücklicher ist es **Johann Heinrich Daniel Zschokke** (1771–1848) ergangen, dem bedeutenden und einflussreichen Staatsmann und Publizist, der eine so herausragende Rolle als Vordenker und Wegbereiter der modernen Schweiz spielte, für eine liberale Staatsverfassung und Pressefreiheit so wichtig wurde. Diese faszinierende Persönlichkeit war aber noch viel mehr als ein berühmter Politiker, und nicht zuletzt gehörte der Vielschreiber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den auch beliebtesten und meistgelesenen Dichtern deutscher Sprache.

Der schon als Kind verwaiste Zschokke stammte ursprünglich aus Magdeburg, machte 1795 eine Reise durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz und wirkte zuerst in Chur, von 1796–1798, wo er «*Die drey ewigen Bünde im hohen Rhätien*», eine Geschichte Graubündens verfasste, die 1798 erschien. Er war Lehrer und Schulleiter am Seminar Reichenau in Graubünden, bevor er im gleichen Jahr in den Aargau kam.

Mit dem Kirchberg verbanden Heinrich Zschokke schon bald zarte Bande: 1802 hatte er, zusammen mit den Dichterfreunden Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland eine ausgedehnte Schweizerreise unternommen, die ihn auch in den Aargau führte. Er mietete sich in Schloss Biberstein ein und wurde in der Familie von **Pfarrer Jakob Nüsperli** auf dem nahen Kirchberg freundlich aufgenommen.

Die Aussicht von Schloss Biberstein aus über die Aare bis hin zu den Alpen übte auf ihn einen unwiderstehlichen Reiz aus. «*Den höchsten sollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die altertümliche Burg zum Feenschloss umwandelte. Denn kaum ein Viertelstündchen von Biberstein, erhob sich ein einsamer Hügel, und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegene Dörfer. Da wohnte der greise Seelsorger derselben, Pfarrer Nüsperli, mit seiner liebenswürdigen Familie. [Der sogenannte «greise Seelsorger» war zu diesem Zeitpunkt doch tatsächlich schon stolze – 46 Jahre alt! Und Zschokke immerhin auch bereits 31!] Und, als das liebenswürdigste derselben, galt, in jedermanns Augen ein Mädchen von 16 Frühlingen; es war selber das frischeste Frühlingbild, Nanny genannt.*» Mit dem erfolgreichen Werben um «*das frischeste Frühlingbild*» war der verliebte Magdeburger wohl endgültig zum Aargauer geworden. Kurz vor der Hochzeit, am Neujahrmorgen 1805, schrieb er seiner zwanzigjährigen Verlobten:

*«Meine innigstgeliebte Nanny,
Heute meine Verlobte, und in wenigen Wochen meine Gattin! – Du bist, und wirst das Glück meines Lebens! Das Schicksal hat meinen letzten Wunsch erfüllt! Wir werden glücklich sein, wenn einfache, anspruchslose Tugend berechtigt ist, auf Glück zu hoffen. Häuslichkeit, Sparsamkeit, Sitteneinfalt, ein frohes Bewusstsein, eine immer rege Zärtlichkeit werden mir den schönsten Genus des Lebens geben, und der Seegen deiner vortrefflichen Eltern, die ich nun auch die meinigen nenne, wird uns begleiten.*

Übers Jahr bring ich dir, meiner Gattin dann, den Glückwunsch früher und selbst – heut mus noch Sämmi [Heinrich Zschokkes Diener] mein Merkur, und die Götterbotin Iris die Trägerin der dir geweihten Brustnadel sein.

Rein und klar, wie der Diamant dieser Nadel, bleibe mir dein Herz – und fest, wie der harte Diamant, deine Liebe zu mir, – und glänzend, wie er, ewig die stille Tugend deines Herzens...

Ewig dein Heinrich»

Markanter Teil des Kirchbergs mit imposantem Ausblick auf die Aarelandschaft und auf umliegende Hügel wie den Staufberg und Schloss Lenzburg ist auch die berühmte **Nüsperli-Linde**: Ihr Name verweist auf Nanny Zschokkes Vater, den Pfarrherrn Jakob Nüsperli, der sie selber gepflanzt hatte; wie die Inschrift am Stamm des Baumes verrät, «*ruht*» er unter dieser. Auch Hermann Burger hat diese Linde geliebt und ihr in den «*Kirchberger Idyllen*» sozusagen ein Baum-Denkmal mit dem Titel «*Nüsperli-Linde*» gesetzt; wir haben eingangs vier Verse daraus gehört.

Heinrich Zschokke und Nanny Nüsperli heirateten kurz nach dem innigen Neujahrsbrief des glücklichen Bräutigams. Das Paar liess sich etwas ausserhalb von Aarau in der Blumenhalde 1817/18 ein klassizistisches Wohnhaus mit grossem Garten errichten – das seit 1959 der Ortsbürgergemeinde Aarau gehört und seit 2009 das Zentrum für Demokratie beherbergt.

Der langen und glücklichen Ehe, die bis zu Heinrich Zschokkes Tod 1843 dauerte, während der ihn seine Frau bei seinen vielen Tätigkeiten unermüdlich unterstützte, entsprossen 13 Kinder – 12 Söhne und eine Tochter. Heinrich Zschokke unterrichtete alle seine Kinder selber, die Familie lebte in der Blumenhalde in einer eigenen, kleinen «*Republik*». Heinrich und Nanny Zschokke-Nüsperli: die Ahnen einer weitverzweigten und berühmten Schweizer Familie, der unter anderem auch der in Berlin lebende Schweizer Schriftsteller Matthias Zschokke (*1954) entstammt.

Ein Referat über den Kirchberg ohne den bekannten Aarauer Künstler **Felix Hoffmann** (1911–1975) wäre undenkbar. 11 reformierte Kirchen im Aargau hat er zwischen 1938 und 1975 mit Glasmalereien geschmückt. Eine davon ist die Kirche auf dem Kirchberg, Felix Hoffmanns Fenster in Chor und Schiff entstanden im Zusammenhang mit einer Gesamtrenovation der Kirche und waren 1957 fertiggestellt. Sie sind Teile von Weissfenstern – ob dies angespannten Finanzen der damaligen Kirchgemeinde zu verdanken ist, soll an dieser Stelle nicht vertieft werden, denn es sind grossartige Glasmalereien, die den schlichten Kirchenraum mit ihren Farbakzenten in idealer Weise ergänzen und zum Erstrahlen bringen. Gehen Sie hin und schauen Sie selber!

Hier nur einige Bemerkungen zu zwei dieser Glasmalereien, stellvertretend für das Ganze:

Zuerst werden wir ausgesprochen lokalpatriotisch – auch hier hat der Künstler seinen Beitrag geleistet, in typisch Felix Hoffmann'scher Manier: Das seit 1848 gültige Wappen von Küttigen, von links nach rechts schräg geteilt von Schwarz mit weissem Schräglinksbalken und von Gelb – gehalten von einem Engel. Das Irdische, Lokale – und das Überirdische eines Himmelsboten. Die wenigen formalen Bestandteile des Gemeindewappens sind im Alltagsgebrauch schnörkellos unifarben. Felix Hoffmann jedoch, dieser virtuose Grafikkünstler, hat jedem dieser Teile seine eigene Charakteristik gegeben: den schrägen Balken mit zwei feinen Linien versehen, das Schwarz mit grauen Quadrätchen gegliedert und das profane Gelb zu Gold mit vielen feinen Kreisen symbolisch aufgeladen und erhöht, das Ganze eingebettet im untersten Vierpass des Masswerkes, dem Irdischen am nächsten, derweil der Engel in den drei oberen, den höheren Sphären näheren Vierpassen situiert ist. Der das Wappen haltende und gleichsam beschützende Himmelsbote scheint mir aber doch leicht gelangweilt dreinzuschauen – ob er an seiner Aufgabe als himmlischer Wappenhalter ein wenig leidet?

Falls ja, muss es sich doch eher um ein leicht-gewichtiges Leiden handeln – ganz anders als der Prophet Jesaja im mittleren der drei Fenster an der Nordwand, auf der linken Seite. Jesaja – den Felix Hoffmann mehrmals darstellt, auch in der Stadtkirche Aarau, in der Kirche Umiken

und im grossen Jesajafenster des Berner Münsters – wird hier in der typischen Ikonologie dieses Propheten dargestellt: als alter, schwerkörperlicher Mann. Die Stelle im Alten Testament, auf die diese Darstellung sich bezieht, ist Jesaja 7,14: Der Prophet sieht in einer Vision das Kind Immanuel, das von christlicher Seite her als Ankündigung von Jesus Christus gedeutet wird.

In zwei getrennten, nebeneinander gezeigten Panneaux ist links der Prophet Jesaja zu sehen, rechts davon das in seiner Vision gesehene Kind: *«Darum wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: Siehe, das junge Weib ist schwanger und gebiert einen Sohn, und sie gibt ihm den Namen Immanuel.»* Jesaja sitzt, betend, mit entrücktem Blick nach oben, wie gezeichnet von dem Geschauten. Sein weisses Gesicht wirkt wie eine aufgesetzte, sorgenvolle Maske – ein durch Berufung und Prophetenamt vorzeitig gealterter Mann?

Das geschauten Immanuel hingegen ist ein Wickelkind, das in einer stilisierten, O-förmigen Krippe – eine Art Krippenmandorla – liegt; diese wird eingerahmt von sieben Engelsfiguren, die das Kind anschauen, beten, singen, sich freuen. Durch die ovale Form der Krippe in Aufsicht (Vogelperspektive) und die fröhlichen Engelsfiguren in zarten Blau- und Grüntönen wirkt diese Szene wie ein heiteres Ornament, auch verspielt und leicht – im starken Kontrast zur strengen, angespannt und einsam wirkenden Gestalt des grossen Propheten, dessen Erdschwere durch die Massivität seiner Kleidung und seine nackten Füsse zusätzlich betont wird. Der Kontrast zwischen dem alten, strengen Gesicht des Propheten und dem des Kleinkindes ist eindrücklich, selbst wenn die Farblichkeit sehr ähnlich sein mag. Zusammen gesehen wirkt diese Szene gerade in ihrer formalen und inhaltlichen Unterschiedlichkeit besonders ergreifend.

Immer von links nach rechts gelesen: Das Schwere und das Leichte, das Alte und das Neugeborene, das Reale und das Symbolische, das Erdhaft-Irdische und das Visionär-Himmlische, ganz Unterschiedliches – und doch vereint, auch und gerade durch die sorgfältige blaugrüne Farbgebung in dieser wunderschönen, aufeinander bezogenen Doppeldarstellung.

Orte und Namen auf und um den Kirchberg. Einige wichtige Namen habe ich gestreift. Und dann wäre noch von **Franz Xaver Bronner** (1758–1850), ebenfalls Dichter, Publizist, Kantonsarchivar und Lehrer an der Aarauer Kantonsschule zu reden. Oder von **Oberst Samuel Schwarz** (1814–1868), dessen Denkmal neben der Nüsperli-Linde steht und den Hermann Burger im Gedicht *«Eidgenössischer Oberst»* respektlos würdigte:

*«Markig die Bismarck-Büste in nachgedunkelter Bronze,
Blickt geradeaus, trutzig gefaltet die Stirn.
Diagonal gekreuzt auf dem Sockel das römische Kurzschwert
Und der antike Helm, Nase gegen den Chor.
Schwarz der Kübel, die Plastik, der Name, der Ehrenbezirk; es
Kommt der Häuptling nicht auf gegen den Ausblick ins Land.
Wohl unter Linden, wo wir uns finden des Abends, Herr Oberst;
Eidgenössisch – egal, grusslos spazier ich vorbei.»*

Oder vom Friedhofgärtner Zwygart, den Burger in den *«Kirchberger Idyllen»* immer wieder benennt. Oder von Jakob Nüsperli (1756–1835) selber, der nicht nur Pfarrer war, sondern auch die erste Schweizer Baumschule eröffnete, die das ganze Land belieferte. Sie hat sogar den Weg bis in Jeremias Gotthelfs *«Uli der Knecht»* gefunden: Uli musste bei Pfarrer Nüsperli Obstbäume abholen. Oder es könnte von alt Kirchberg-Pfarrer Hans Widmer und dessen *«Aufzeichnungen eines engagierten Theologen»* die Rede sein; er ist über achtzigjährig und hat eben ein neues Buch über die Bibel herausgegeben. Oder vom derzeitigen Pfarrer Beat Hänggi

als glänzendem Erzähler des Kirchbergs und seiner Geschichte und Geschichten, der damit vielleicht selber schon wieder Teil dieser Geschichte geworden ist?

Wir sind ausgegangen von der Magie von Namen und Orten, haben uns dem Kirchberg mit Gerhard Meiers Blickwinkel von der durch Poesie, aber auch durch Geschichte, Literatur, Politik getränkten Erde genähert, und zu dieser Erde gehören immer auch die vielen Menschen, die hier gelebt, gewirkt, geliebt, gelitten haben – und hier gestorben und begraben sind. Zu dieser Erde gehört auch sehr viel Sakrales, Geistliches, Spirituelles – das diesem Ort den Namen gegeben hat: Kirchberg – Kirche auf dem Berg.

Sehr geehrte Anwesende: Sie sehen, der Kirchberg ist wie alle mit einer besonderen Ausstrahlung versehenen Orte vielschichtig und vielleicht sogar magisch, bestimmt jedoch geheimnisvoll. Dass Sie sich durch diese zwangsweise kurz gehaltenen Streiflichter, die vieles nur anzudeuten vermochten, zu eigenen Entdeckungsreisen auf und um den Kirchberg anregen lassen, wünsche ich Ihnen – und diesem ganz besonderen Ort – von Herzen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.